



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gräntz, Fritz: Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen . 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

er sich ein, mit denen wetteifern zu können, die nichts von unsaubern Geschäften, nichts von einer Gemeinschaft mit dem Böbel wissen wollten. Allein der Bürger von heutzutage fängt an zu degenerieren: er hat sich andre Vorbilder gewählt, und seine Ausdrucksweise ist derb und ordinär geworden. In engem Verband mit ihm werden wir von nun an uns sicherlich immer befinden, und seine Anschauungen müssen wir beachten, wollen wir die Strömung und die Stimmung der Zeit verstehen. Findet er nicht mehr in einem lebenden Wesen von höhern Rang eine Stütze für seine beschränkte Seele, das seiner einfältigen Persönlichkeit großmütig einige Bedeutung verleiht, dann wahrlich — videant consules!



Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Granz

3



Es ist Mondnacht. Ich stehe neben der Rossmühle im Süden der Stadt. Das Tal ist mit Schatten und mit einem milden Schimmer angefüllt. Auf der gegenüberliegenden Uferhöhe glänzen reife Felder. Ein feiner Glanz umschleiert vor mir die hundert Dächer und Turmspitzen. Darunter aber rücken die nachtdunkeln Massen enger zusammen. Wäusche wölben sich voller aus Mauerlücken. Rote Lichtpünktchen leuchten aus steilen Giebeln. Durch zarte, verhauchende Wölkchen blicken Sterne. Fernes Gemäuer verschwimmt ins Wesenlose, wunderbar und fabelhaft. —

Nicht in seinen schönen Einzelheiten liegt Rothenburgs größter Reiz. Er liegt in seiner Einheit und in deren Bund mit der Landschaft. Alle mauerumschlossenen Städte sind solche Einheiten und zeichnen sich dadurch, noch ganz an die Merianschen Stadtbilder erinnernd, in künstlerischem und landschaftlichem Sinne vor ihren hastig gewachsenen, verflachenden neuzeitlichen Schwestern aus, von denen sie wirtschaftlich längst überholt wurden. Wo sich beides vereinigt wie in Nürnberg, entsteht eine Zwiespältigkeit des Eindrucks, die dem Genuße, so stark er ist, seine Reinheit nimmt.

Rothenburg, das kleine Reichstädtchen, ist als Einheit der großen Reichsstadt überlegen. Es ist sich treu geblieben, ohne deshalb erstarrt zu sein. Das ist ein glückliches Geschenk seiner Lage. Abseits von den großen Straßen der Zeit und doch mitten im süddeutschen Lande gelegen, springt es auf seiner Hochebene halbinselhaft gegen das tiefe Taubertal vor, das, wie es in Kriegzeiten der beste Schutz war, heute eine Ausdehnung nach dieser Seite hin wehrt und so das mittelalterliche Bild zum Feststehen zwingt. Auf der andern, der „Landsseite“ bleibt Raum genug für neues Wachstum.

Wären Plateau und Mauerrand in gerader Linie abgetrennt, so würde der Blick vom Tale schon schön genug sein. Die Tauber fließt aber hier in einer Schleife, in die das Plateau jenen Vorsprung sendet, der früher die Burg der Rothenburger Grafen, dann eine Hohenstaufenburg trug und nun ganz

vom lindenschattigen Burggarten bedeckt wird. Dieser Vorsprung teilt den hohen Tauberrand der Stadt in zwei schöne Buchten, die einen herrlichen Wechsel der Ausblicke von unten und von oben schaffen. Indem man hier an den Mauern entlang wandert, ändert sich das Randbild der Stadt fortwährend, ist unerschöpflich und bleibt doch immer ein geschlossenes Bild. Das ist Rothenburgs größter malerischer Reichtum.

Nicht die Genrebilder sind es, die mich hier am meisten anziehen. Sie waren es, die den ersten Ruhm der erwachenden Spießbürgerstadt schufen. Mir gibt das altdeutsche Wesen, das mich umschließt, mehr. Es gibt mir dasselbe, was mir ein Bild von Dürer schenkt: ein starkes Gefühl des eigentlich Deutschen, das auch unsrer Zeit, unsrer Landschaft, unsern Menschen und unsrer Kunst noch eigen ist, das immer wieder durchbricht in Künstlern und Dichtern, in neuen Liedern des Volkes wie in den philosophischen Systemen der Denker, trotz aller Verbildung. Das ist Romantik. Aber es ist keine künstelnde Romantik. Die Romantik birgt einen Wahrheitskern, der — seltsamer Widerspruch der Namen — der Kern des Deutschtums ist.

Rothenburg ist sich seiner Schönheit bewußt, die so wenig Ruinenhaftes an sich hat, und sucht sie eifersüchtig zu bewahren. Es gibt noch Städtchen genug, zu beiden Seiten, im Fränkischen und im Schwäbischen, die ganz anders wirken, weil ihr Leben sich wenig um den alten Körper kümmert, durch den es pulsiert, hier einen Klosterraum zum Viehstall, dort einen Herrensaal zur Kornschranne umwandelnd, wie es gerade das Bedürfnis erheischt. Das sind zumeist verfallende Landstädtchen, die man gern pietätlos nennt, und deren Menschen doch auch in ihrer Art den vorausgeschrittenen Generationen und ihrer mittelalterlichen Umgebung eng verwandt sind. Sie gehn mit ihr um wie mit der Ackerscholle, zu der sie gehören, der Natürlichkeit des Werdens und Vergehens willenlos gehorchend. In der ländlichen Unsauberkeit ihrer Gassen sind solche Orte sogar meist mittelalterlich echter als Rothenburg.

Man findet in Rothenburg wohl einige Plätzchen, wo man an eine bescheidne Art nachträglicher Kulissenromantik denkt: hier eine Laterne, die allzu selbstbewußt dahängt, dort eine neue, blickblanke Buzenscheibe, die gar selbstgefällig die Sonnenstrahlen einfängt. Diese kleinen Eitelkeiten sind jedoch fast alle liebenswürdig genug, sich dem Ganzen ohne Störung einzufügen. Störender sind gewisse, zum Glück und Lob Rothenburgs nur wenige, architektonische Neuheiten, weil sie das Stadtbild an einigen Stellen schänden. Das kastenartige Kurhaus am alten Wildbad vor dem Spitaltor, der Aufbau des Hirschen und eine Brauerei fallen mir da besonders unerwünscht in die Augen.

Keinen schönern Spaziergang könnte sich der Rothenburger wünschen als den in seinen schattengrünen Burggarten. Finken singen in den Lindenzweigen. Auf den alten Kanonen klettern Kinder herum. Die Burg soll im vierzehnten Jahrhundert von einem Erdbeben zerstört worden sein. Nur die Blasiuskapelle, in romanischen Übergangsformen, blieb verschont. Sie ist umwachsen und umrauscht. Ich sitze auf einer Bank, von der ich das Tal mit der Doppelbrücke und dem Kobolzeller Kirchlein und die ganze südliche Bucht des Stadtrandes bis zum Ende des Rappenzipfels — so heißt der südwärts verlängerte Teil — überblicken kann. Bunt heben sich die Gemäuerfarben ab vom Baum- und Wiesengrün des Grundes, vom Dunkel silberrandiger Wolken, vom immer wechselnden Blau der fernen waldigen Frankenhöhe. Wie schön ist das alles: daß gerade am Ende der besonders geartete Stöberleinsturm mit seinen vier

Erkertürmchen steht, daß sich vor ihm die Stadtmauer, die zerbröckelnde, in einem Bogen senkt und hebt, der die breiten Fachwerkhäuser des Spitals recht heraustreten läßt, daß grünes Laubwerk hinter der Mauer hervorquillt, daß diese durch Türmchen unterbrochen wird! Die Absätze in der Mauerhöhe, das Gewimmel der Giebelböden, die gerade am Ende, das Bild wuchtiger machend, lang und hoch sind, sich nach der Mitte hin zu einem kleinen Giebelvorkinderhaft scharen, weiter links unmittelbar der Mauer aufgewachsen sind, das tiefer stehende Kobolzeller Tor, das die schräge Verbindung mit dem Tale herstellt, die hängenden Zweige der großen Bäume, die das Ganze einfassen: wie schön ist das alles!

Je länger ich die Türme betrachte, desto mehr werden sie mir zu lebendigen Gesellen, verschieden wie die Menschen, die sie gebaut haben, und doch wie sie eines Geistes. Es liegt etwas prächtig Deutsches und zugleich elementar Künstlerisches in dieser freien Individualität. Das empfand ich schon in Nürnberg lebhaft und finde nun hier das gleiche. Da sind schlanke und dicke, runde und viereckige Türme, stumpf- und spitzdachige, gegliederte und ungliederte Türme mit Glockentürmchen, andre mit Erkerchen, wieder andre ohne solchen Zierat. Es ist eine natürliche und unspielerische Verschmelzung des ernstesten Zweckes mit der Schönheit.

Ich bin nicht der einzige, der hier mit seinen Sinnen genießt. Unter den alten Linden spielt eine Musikpelle. Sie lockt den Fremdenschwarm herbei, den die Mauern in dieser Nacht umschlossen hatten. Früher pilgerten heimkehrende Romfahrer nach Rothenburg, heilige Reliquien zu verehren. Heute machen im Sommer nord- und mitteldeutsche Alpenfahrer auf der Heimreise gern den kleinen Absteher. Es ist auch ein Reliquienkultus, und kein schlechterer. Auch Amerikaner und Engländer fehlen nicht. Das junge eingeborne Mädchenvolk stellt sich ein. Es plaudert und lacht um mich herum, und die weißen Sommerkleider verdecken mir, vorbeitänzelnd, alle Augenblicke bald dieses bald jenes Mauerstück. Mir tut es wohl. Denn so holdgeimnt diese Stelle der Einsamkeit ist, auch der Gegensatz von Ruhe und Leben, von Gegenwart und Vergangenheit, von Alter und Jugend wirkt schön. Bald löst sich der Gegensatz meinem Sinn auf. Ich sehe dasselbe Leben mit seiner Lust an Form und Farbe, das auch jene Tore und Giebel gebildet hat, und es kommt, von den Musikklängen getragen, ein Hauch der Meisterfingerstimmung über mich.

Auf der andern Seite des Burggartens sehe ich ins Tal nach Dettwang hinunter, oben erblicke ich, am Rande einer Bucht sich lagernd, einen andern Teil der Stadt, aus dem sich die beiden ungleichen, kurzen und durchbrochenen Helme der Jakobskirche emporstrecken. Das sind gute reichsstädtische Wahrzeichen. Stolz und fein künden sie von weitem schon Reichtum und Eigenart. Meine Gedanken gehn zu der schönen Kirchengotik dieses schwäbisch-fränkischen Grenzstreifens, die ich in den letzten Tagen sah. Ich empfinde, mich an Nördlingen und Dinkelsbühl erinnernd, dankbar die schöne Steigerung meiner Wandereindrücke. Die Gedanken gehn zu andern einstigen Reichsstädten und Reichstadtresten und ziehen Vergleiche. Nürnberg ist stolzer und viel kunstreicher, aber nicht mehr einheitlich, Dinkelsbühl ist ländlicher, einfacher, Altfrankfurt düsterer.

Rothenburgs Beziehungen zu Franken und Schwaben müssen einst, da die Landschaft noch nicht abseits lag, lebhaft genug gewesen sein. Alte Straßen führen auf der jenseitigen Hochfläche über die nahe Grenze ins Schwäbische, andre ostwärts, sich vom Tal entfernend, tiefer nach Mittelfranken hinein.

Die stille Landschaft ordnet sich heute ganz der Stadt unter. Sie lenkt nicht ab, sie steigert vielmehr, sich ruhig und idyllisch mit hügelig ebnem Gelände, mit Tal und Feld und Wald ihr anschmiegend, den Eindruck der alten Kulturstätte.

Abschiednehmend gehe ich die Gassen alle noch einmal durch, mir soviel als möglich von ihrer Eigenart einprägend. Vom Rathhausturm wird eben ein sonntäglicher Choral geblasen. Es sei eine alte Sitte, sagt mir ein Weinwirt, keine erst den Fremden zuliebe geschaffne. Noch einmal gehe ich durch den seltsamen Torgang unter der Jakobskirche hindurch, die Klingengasse hinein. Durch das südlichste Tor bin ich eingezogen, durch das nördlichste, das Klingentor, an der zierlichen Wolfgangskapelle vorüber, wandre ich um die Mittagstunde aus. Noch ein langer Blick, und die Stadt verbirgt sich mir, da ich talwärts weiter schreite, hinter der ersten Krümmung der Uferhöhe.

Das Taubertal, durch das ich ein paar Stunden in warmem feinem Regen zu wandern habe, ist von hier ab ein stilles bebushetes Mühltal, eingesenkt in Anhydrit- und Kalkschichten. Die doppelte Schlangelinie von Kopfweiden und Erlen, Pappeln, Eschen und Ahornbäumen, die sich durch die Talmitte zieht, verrät den langsamen Lauf des Flusses, den ich nur hier und da einmal rauschen höre. Die Ränder haben abgeglichne Formen, es treten keine Felsen hervor. Vom Grunde zur Höhe ziehen sich Wiesen und Felder, dann Busch und Laubwald mit wenigen eingesprengten Nadelbäumen. An manchen Stellen blicken Bauernhöfe, denen man ihr hohes Alter schon von unten ansieht, vom obern Rand auf die Mühlen und Dörfer herab. Auch diese, die sich alle gleichen, sind uralt. Das zeigen ihre Kirchen am besten. Die kleine romanische Peter- und Paulskirche von Dettwang, die Mutterkirche Rothenburgs, stammt aus dem zwölften Jahrhundert. Daneben steht ein Haus, das ganz wie das Topplerschlößchen gebaut ist. Ziehbrunnen von der Form, die mir zuerst in Feuchtwangen auffiel, stehen auch in diesen Tauberdörfern, hohe Linden vor den Mühlen und Höfen. Industrielle Anzeichen der neuen Zeit fehlen fast ganz.

Das Tal liegt in schwüler Sonntagnachmittagsstille. Dafür kann ich die Bauern um so besser in den Wirtshäusern beobachten. Der Sitte des Willkommtrunkes, der dem Neuankommenden angeboten wird, begegne ich auch hier. Der Dialekt ist nicht so schwäbisch gefärbt wie in der Dinkelsbühler Gegend. Die schwarzweißen Bauernhäuser haben einfaches Fachwerk. Seitentälchen münden ein. Hinter Tauberscheckenbach zeigen sich wieder kleine Weinäcker zwischen Kalkgeröll, neben Kartoffel, Mais, Hafer und Luzerne. Zwischen Tauberzell und Archshofen komme ich ins Schwäbische, während bisher die Grenze am linken Ufer lief. Der Weinbau nimmt zu, beschränkt sich aber ganz auf die rechte, nach Südwesten gekehrte Seite. Nackte oder bebushete Steinhalden, von oben nach unten gezogen, trennen die Weinfelder. Ich ziehe nach vierstündiger Wanderung in Creglingen ein, einem stillen württembergischen Landstädtchen des Taubergrundes. Es ist nicht allzu reinlich, um so sauberer das Lamm, in dem ich wohnen will.

In dem Herrgottstälchen, das hier einmündet und noch sonntäglich stiller ist als das Haupttal, steht eine Viertelstunde von Creglingen entfernt, für sich allein die kleine gotische Herrgottskirche inmitten eines hochgemauerten Friedhofs. Ihre Giebelseite ist eine einzige Eisenwand. Ich bewundere im Innern einen großen unbemalten Marienaltar aus kunstvoll geschnitztem Lindenholz, der Riemen Schneider zugeschrieben wird, und erkenne einen wertvollen Gewinn meiner Sommerfahrt: die alte deutsche Kunst ist mir lebendiger geworden, als sie mir

in allen Museen der Welt hätte werden können. Die Kirchnerfrau, froh darüber, endlich wieder einmal einem Fremden ihre Kostbarkeiten zeigen zu können, weist mich noch auf mancherlei hin, auf die andern Altäre, auf hohenlohische Totenschilder mit den Leopardenwappen, auf ein großes Buzkreuz, das einst der Stifter des Kirchleins, ein Graf von Brauneck aus hohenlohischem Geblüte, barfuß nach Rom getragen haben soll. Es sei die Sühne dafür gewesen, daß er seinen Neffen auf der Jagd versehentlich durch einen Speerwurf getötet hatte. Einige Mädchen und alte Frauen, die über den blühenden Gräbern geplaudert haben, treten neugierig durch die offene Tür. Sie haben das Innere lange nicht gesehen, da es außer bei Begräbnissen protestantisch verschlossen bleibt, und brechen nun in Fragen und bewundernde Rufe aus.

Die Abendraut im Lamm demonstriert mir eben wieder ad oculos einen Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden, besser zwischen Berlinern und Schwaben, dessen man im deutschen Süden oft inne wird. Ein stattlicher Herr ist mit zwei Damen, von denen die eine eine Schönheit ist, auf der Reise nach Rothenburg im Wagen angekommen. Die drei beherrschen sogleich, ohne die andern Gäste zu grüßen oder zu beachten, Räume, Tisch, Klavier, Wirtin, Magd, Küche und Keller. Ihre lauten Stimmen erfüllen das Haus. Bezeichnend erscheint mir, daß das rücksichtslose Geschwätz kritisch verneinend einsetzt: der Creglinger Altar könne unmöglich von Riemenhneider herrühren. Dann macht man sich kaum leiser über die Mundart der Gegend lustig. Man muß die halb grimmigen, halb erstaunt prüfenden Blicke sehen, die vom behaglichen schwäbischen Honoratiorenstammtisch zur Gasttafel hinüber wandern, um die Klust zu erkennen, die hier klast. Sie ist der Klust zwischen Gefittung und Barbarei ähnlich. Es gibt einen Typus von Berlinern — man begegnet ihm draußen ungleich häufiger als in der Reichshauptstadt —, der da entweder glaubt, er stehe im Mittelpunkt der Erscheinungen, alles um ihn herum geschehe ihm zuliebe oder zuseide, oder der überhaupt über die Umwelt erhaben ist, die er nur als Nährboden für seinen Witz schätzt.

Übrigens habe ich wieder unbewußt die Schoppengrenze überschritten. Kaum bin ich im Schwäbischen, so kredenzt man mir, wenn ich einen Schoppen Wein bestelle, einen halben Liter statt des sonst üblichen Viertels, und ich merke, daß das Studium der kleinen Eigenheiten von Land und Leuten auch seine stofflichen Seiten hat. —

Die nachbarlichen Creglinger Kirchenglocken wecken mich am zeitigen Morgen aus dem Schlaf. Ich wundere mich über den montäglichen Glockenschall, da ich weiß, daß Kirche und Städtchen protestantisch sind. Hunderte von Bäuerinnen aus Dörfern und Höfen des Grundes, gebückte, humpelnde Mütterchen darunter, auch einige alte Bauern ziehen die Gassen hinauf mit ihren kleinen Gefangbüchern, um so eilender, je voller die Erztöne dröhnen. Als sie endlich ausklingen, ist die Gasse leer, es kommen keine Nachzügler. Die Lammwirtin belehrt mich, es sei Erntegottesdienst, die Ernte beginne heute. An der Kirchentür vorbeiwandernd, höre ich dann die volltönige, bedächtige Stimme des Geistlichen, die mir recht als Verkleinerung der Glockenstimme erscheint, von der Gnade des Herrn sprechen.

Es ist Erntewetter, windstillen Himmel voll Blut. Schattende Wolken fehlen ebenso wie schattende Wälder. Die Morgenstunden sind ohne jene Kühlung, die sonst so angenehm in den warmen Tag hineinwandern läßt. Da ich bergan steige, habe ich die Schwüle von früh an auszukosten. Die Tauber macht zwischen Creglingen und Weikersheim einen großen Bogen nach Norden, wieder

ins Bayrische hinein. Ich schneide ihn, auf der Hochfläche wandernd, ab, dabei meine Kenntnis des Tales durch die des Plateaus ergänzend, in das es eingeschritten ist. Man könnte dieses Kalkplateau, das nach Jagst und Kocher zu in die Hohenloher Ebene übergeht, eintönig nennen, wenn nicht jede Gegend tausendtönig wäre. Es ist keine Ebene, der Weg führt auch hier oben genugsam wellenförmig auf und ab. Ich sehe in waldige Furchen kleiner Seitentäler, in die sich der Weinbau hinaufzieht. Weit geht der Blick über das Gelb der Dinkel- und Haferäcker zur Sommerbläue ferner Wälder. Auf niederm Rasen von Thymian und gelbem Labkraut, neben wettergrauen, flechtenbewachsenen Kalkblöcken, weiden wenig bewegliche Schafherden. Andre ducken sich mit ihren Schäfern unter breitstämmigen Nuzbäumen und Linden, die heiße Einsamkeit belebend und doch vertiefend. Wohltätig empfinde ich ab und zu den frischen Atem, den der Saum eines Buchenwaldes auf die schattenlose Straße haucht. Auch hier treffe ich liebenswürdiges Volk. Nicht einer oder eine, die ich um Auskunft bitte, antwortet, ohne mir zu guter Letzt eine glückliche Reise zu wünschen. Eine kräutersammelnde Greisin benennt mir ein Dörfchen im Grund und fügt hinzu, es sei „halbi katholisch, halbi lutherisch“. In solchen Grenzstrichen, wo beide Konfessionen aufeinander treffen und sich mischen, muß ihr Verhältnis eine wichtige Angelegenheit sein. Am obern Waldrande des Vorbachtals sehe ich von fern ein helles Gebäude, das ich zuerst für ein Schloß oder Kloster halte. Eine Magd, die Hafer sichelt, sagt mir erstaunt, daß ich es nicht weiß, es sei das Bergkirchle. Bergkirchle! Das Wort ruft mir Mörikes Gedicht „Bei der Marien-Bergkirche“ herbei, und ich sage es im Gehen vor mich hin:

O liebste Kirche sondergleichen
Auf deinem Berge ganz allein,
Im Wald, wo Linden zwischen Eichen
Um's Chor den Maienschatten streuen.

Wo hinter Queckbrunn der Weg sich wieder talwärts senkt, wird mir vollends mörikisch zumute, so rein und rund und ruhig sind die Teile des Bildes, in das ich hineingehe: die Mauer eines weiten Hirschparks, ein großer Weinberg mit alten Häuschen darin, drunten, wo das Vorbachtal in das breitgewordne Taubertal mündet, die Zwiebeltürme von Weikersheim, die nach einer lokalpatriotisch übertreibenden Ortschilderung einen „halborientalischen“ Eindruck machen sollen, dahinter auf dem hohen rechten Ufer langhingezogne grüne Weinäcker, von vielen parallel zu Tal ziehenden grauen Kalksteinmauern und Halden getrennt, vom Laubwalde oben wagrecht abgeschlossen.

Weikersheim, der Stammort des Hohenlohischen Geschlechts, dessen schreitende Leoparden selbst am neuen Bahnhofsgebäude prangen, ist ein stilles, enggassiges fränkisches Landstädtchen des nordöstlichsten Schwabens. Die Kronenwirtin, deren einziger Gast ich bin, bringt mir gleich Chroniken und Stadtansichten herbei. Es ist mir eine freundliche Überraschung, zu erfahren, daß gerade jenes Bergkirchle, das ich auf der Wanderung sah, das von Mörike besungne sei. Neben dem Marktbrunnen ist ein Küfer mit Gesellen und Lehrlingen beschäftigt, die Spundlöcher in große Weinfässer zu brennen, mitten auf dem Platze. Den Markt verbinden zwei niedere im Bogen angelegte Arkadenbauten mit dem Portal des schönen Renaissance Schlosses, dessen Hof und Park mich in eine traumhafte Stimmung bringen. „Der Mittag ist des Berges Geisterstunde“, sagt Conrad Ferdinand Meyer. Er ist auch die Geisterstunde solcher abgelegener, halbverlassener, übergrünt zerfallender Kunstbauten, solcher wuchernder französischer Gärten, verwitternder Statuen und Brunnen, menschen-

leerer Aileen, die zu Sommermittagsgängen geschaffen sind. Aus dem Moose des traumredenden Hofbrunnens hebt sich ein lustiges Büschel blauer Glockenblumen. Der Besitzer komme kaum einmal im Jahre hierher, erzählt man mir.

Mergentheim ist größer, lebendiger, geschichtlich bedeutender. Vor etwa einem Jahrhundert hörte es auf, die Residenz des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens zu sein, aber dem schwarzen Kreuz auf weißem Felde begegne ich noch überall, nicht nur am Deutschmeisterschloß. Der Übergang des Ordensfürstentums an Württemberg ist, wie die Chronik erzählt, gewaltsam und kriegerisch verlaufen. Es hat Aufruhr, Bauernkämpfe gegen die württembergischen Bataillone und Hinrichtungen gegeben. Die beiden Barocktürme der Schloßkirche bestimmen das Stadtbild. In der katholischen Stadt finde ich freundliche Siebelhäuser mit Madonnen und Heiligen, Kiliansbrunnen und Marienbrunnen, einen gestaffelten Rathausgiebel, in der schönen gotischen Marienkirche ein von Peter Vischer entworfenes, von seinen Söhnen gegossenes Grabmal. Der Schloßgarten führt über die forellenreiche Tauber hinüber zum Karlsbad, dessen kochsalzhaltige Quelle den Mergentheimern ein erwünschtes Mittel ist, fremdes Leben in ihre Stadt zu leiten. Die Julihitze brütet. Ein Gewitter kündigt sich an. Ich sitze im kühlen Gasthof zum Hirschen, neben dem Hause, worin Mörike fünf Jahre gewohnt und die Idylle vom Bodensee gedichtet hat.

Ein Gang durch das Taubertal ist ein ungestörter und nirgends abgelenkter Gang durch deutsche Art, Geschichte und Kunst. Die ungünstigen Verkehrsverhältnisse des Tales, die eine Folge der buntscheckigen Zugehörigkeit zu drei süddeutschen Staaten sind, tragen ihr Teil dazu bei, und der einsam Wandernde preist sie. Das obere Tal zwischen Rothenburg und Weikersheim hat keine Bahn. In Weikersheim kommt von Crailsheim herab die schwäbische Tauberbahn herein, die den Anschluß nach Wertheim, Heidelberg und Würzburg herstellt. Mancher Württemberger, der nach Rothenburg will, erreicht es zu Fuß, mit der Post oder mit dem Wagen, um einen allzugroßen Bahnnumweg zu ersparen. So kennt auch der Bewohner des obern Taubertales seltener, als man meinen sollte, das untere, zumal da gerade in der Mitte Städtchen liegen, die ihm als Horizont genügen. Von den Rothenburgern, mit denen ich sprach, war keiner an der Talmündung in Wertheim gewesen. Dabei wollen aber alle diese kleinen Städte aus ihrer abgesonderten Stille heraus. Der Verfasser einer Mergentheimer Ortsbeschreibung hofft, wie ich eben lese, daß eine Zeit komme, wo sich „der große Völkerstrom Venedig-Hamburg“ auf der Straße Ulm-Mergentheim „dahinwälzen“ werde.

Da mir das untere Taubertal nicht mehr fremd ist, beende ich in Mergentheim meine Grenzwanderung. Ich danke ihr viel: ehrwürdige und schöne Kulturreste sind mir herabte Verklärte des Einstigen geworden. Wiederum habe ich den Zusammenhang meiner eignen Tage mit diesem Einstigen tief empfinden dürfen. Eine ruhige, heimliche Landschaft hat mich treu geleitet wie ein Freund, mit vollen Sommerfarben und Sommertönen. Und ich fühle, daß in dem, was wir die Stimmung der Landschaft, der Natur nennen, manches lebt, das auch ohne die Kirchen und Kapellen ihrer Gründe und Berge, ohne die Altertümlichkeit ihrer Stadtbilder, ohne die Burgen, die sich aus ihren Wäldern heben, einem Zurückschauen in die toten Zeiten der Ahnen verwandt ist. Wohl wird es durch diese Reste eines abgelebten Lebens, die sich dem frischen Naturleben oft so ergreifend verschwiftern, häufig erst geweckt, immer gesteigert. Aber ist es nicht die Natur schon allein, die uns allen naturfremden und naturfeindlichen Zeitaltern zum Troß mit der Vergangenheit zusammenbindet, die

ein Gefühl der Dauer in unsre nur allzu leicht mit dem Bergehenden dahinschweifende Seele senkt? Sind es nicht dieselben Höhen, die den Ahnen zur Verehrung des Göttlichen riefen? Sind es nicht die heilenden, heiligen Quellen noch? Ist nicht der Vogelflug noch, dem er nachschaute wie ich? Rauschten ihm nicht die Linden wie mir heimlich offenbarende Sprache? Fuhr der Gewittersturm nicht über ihn schon hin, ungestüm und drohend, wie der ins Ungeheure gewachsne Dämon der eignen Leidenschaft? Ich lausche der Natur und höre Entschwindendes, auf immer Entschwundnes, das doch ewig ist.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Neuntes Kapitel. Im „Hofe“



le Krüge klirrten, der Fußboden knackte, und Händeklatschen erscholl in der verräucherten Stube des „Hofes“.

Rechtsanwalt Nörretranders hatte gesungen, verneigte sich und dankte.

Da capo! ertönte es im Chor.

Und der Rechtsanwalt sang noch einmal — und diesmal überschlug sich seine Stimme nicht beim hohen C.

Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich, und auf der Schwelle stand lächelnd, wohlwollend, anerkennend Assessor Richter. Der Assessor schlug demonstrativ die Nägel seiner Daumen aufeinander. Bravo, Herr Rechtsanwalt, bravo!

Der alte Viking brüstete sich. Dieses Lied, Herr Assessor, hören Sie von keinem andern als von mir — das ist mein Lied.

Singen Sie es noch einmal, hat der Assessor.

Und der Rechtsanwalt sang — und schon im ersten Verse überschlug sich seine Stimme beim hohen C, aber das bewirkte nur, daß er den zweiten Vers dröhnend durchführte.

Und durch den Tabaksqualm und den Lärm des donnernden Beifalls ertönte seine Stentorstimme: Piper, eine Flasche Champagner, ich bezahle.

Zwei, sagte der Assessor, eine ist zu wenig.

Und während der Rechtsanwalt in dem Kopfsaarsofa versank und sein großes Glas Grog leerte, wandte sich Assessor Richter zu den versammelten Herren und sagte mit strahlendem Lächeln: Meine Herren, jetzt wollen wir knäpeln. Wollen Sie, Seydewitz, mich der Gesellschaft vorstellen.

Dann ging die Vorstellung vom rechten Flügel quer durch das Zimmer vor sich. Dr. Halgren, groß, melancholisch und musikalisch, Arzt, Philosoph und mäßiger Teilnehmer an den Gelagen des „Hofes“; Kaufmann Nabe, genannt der Nachtrabe, Manufaktur; Kaufmann Franz Andersen, allerhand; der Assessor Jensen, alter Bekannter; Gastwirt Piper, ehemaliger Gendarm; Kaufmann Holst, Manufaktur; Gendarm Justesen — etwas verlegen; und dann der Sänger, Rechtsanwalt Nörretranders, genannt Bismarck wegen seiner Riesenkraft und äußern Ähnlichkeit mit dem „eisernen Kanzler“.